

Reinhard Sell:

Jer. 29,1.4-14: Predigt beim Abendmahlsgottesdienst der Gesamtsynode in Emden am 19.05.2011

An andere ausgeliefert sein, nicht mehr selbst bestimmen zu können, Spielball zu sein unbestimmbarer Kräfte, nicht zu wissen wie es weitergeht: Für die meisten Menschen ist das der absolute Horror. Im Krankenhaus kann man das erleben, erst recht im Gefängnis, bei Terroranschlägen, wenn die Erde bebzt oder eine Flutwelle alles durcheinanderwirbelt; wenn ein Super-GAU und eine Kernschmelze drohen und unsichtbare Strahlung die Existenz bedroht.

Von Menschen, die ähnliche Erfahrungen machen, erzählt uns das Alte Testament. Im 6. Jahrhundert vor Christus wird eine große Gruppe aus dem Volk Israel in die Verbannung nach Babylon verschleppt. Es sind die oberen Zehntausend, die Elite Jerusalems. Fern ihrer Heimat sitzen sie an den Wasserbächen Babylons und weinen. Am schlimmsten ist für sie, dass sie auch fern vom Tempel sind, d.h. fern von dem Ort, an dem sie Gott immer gesucht und auch gefunden haben.

Ein krisenhafter Notstand: Wie soll es weitergehen? Depressive Stimmung greift um sich. Ist nicht verloren alles, worauf sie sich verlassen haben? Die Orientierung ist dahin, alle Werte sind zerbrochen.

Völlig verunsichert schaut man sich um. Man sitzt in Babel bei einem Volk, dem das Wort Gottes völlig egal ist. Hier gibt es so viele Götter, dass es auf den einen, den die Juden ins Land mitbringen, auch nicht mehr ankommt. Eine kleine Blüte mehr im großen Strauß religiöser Angebote. Was soll's?

In diese Situation hinein schreibt der Prophet Jeremia einen Brief an die Verbannten in Babel:

Jer. 29,1.4-14 lesen

Ein Verheißungswort in dürrtiger Zeit, in einer Krisenzeit. Ein Wort an die Gefangenen und Hoffungslosen. Ein Wort, das gleichzeitig Gericht und Weisung und Verheißung beinhaltet.

Kurz: Ein Wort zum Leben! Auch ein Wort für uns? Ich denke: Ja!

Es ist ein Wort auch für uns, die wir in der babylonischen Gefangenschaft leerer Kassen, übersteigerter Erwartungen und großer Ichbezogenheit sitzen.

Wie soll es weitergehen mit den Schulden, mit den Insolvenzen ganzer Staaten und den dafür konstruierten finanziellen Rettungsschirmen? Wie soll es weitergehen mit der Atomenergie, mit der erneuerbaren Energie? Aus welcher Quelle werden wir schöpfen? Wie wird es weitergehen mit der Gesundheit, den Renten, dem Schrumpfen der Gesellschaft und der Kirche? Mit dem Wachsen-Wollen der Gemeinden und dem Abbau der Pfarrstellen?

Ein richtiges und wichtiges Wort auch bei einer Gesamtsynode!?

Gern wüsste ich, was jetzt in Ihren Köpfen passiert? Was denken Sie, was das Beste ist für unser Land, unsere Städte und Dörfer? Für unsere Kirche und unsere Gemeinden? Was fällt Ihnen dazu ein? Und was tut Kirche schon alles?

Vielleicht fällt Ihnen die Diakonie-Station ein, der man bedenkenlos Kranke und Leidende anvertrauen kann. Oder der Besuchsdienst der Kirche, wichtiges Bindeglied zum Leben für viele. Die Oase, wo Menschen am Rande der Gesellschaft aufgefangen werden, und natürlich die Tafel und die Kindertafel mit richtigem Mittagessen.

Die Kitas und die Hausaufgabenhilfe, die Hospizarbeit, die Telefonseelsorge und Notfallseelsorge und die Suchtkrankenhilfe, alle bieten Menschen Begleitung an in schwierigen und wichtigen Lebensphasen. Oder schöne Musik in Gottesdiensten und Konzerten.

Alles Genannte ist wichtig. Gut, dass die Kirchen das und noch viel mehr tun. Nur: Die Gewerkschaft oder die Feuerwehr könnte das auch tun und die Landfrauen oder der Seniorenrat könnten ähnliches auf die Beine stellen.

Was also ist das Wichtigste, das Beste, das Christen für ihre Stadt tun können?

Am Ende will ich versuchen, darauf eine Antwort zu geben. Zunächst aber möchte ich Sie mit auf den Weg nehmen zu drei Punkten, die mir an diesem Bibeltext von Bedeutung sind.

1. Der Glaube an Gott hat eine universale Weite

Jeremia fordert die heimatlosen und verunsicherten Menschen auf, nicht zu fliehen – nicht in die innere oder äußere Emigration zu gehen. Er sagt: „Richtet euch ein an dem Ort, an dem ihr jetzt seid. Lebt in der Gegenwart. Trauert nicht der Vergangenheit nach und träumt nicht von einer Zukunft, die ihr selber gar nicht heraufführen könnt.“

Ja, man kann weite Strecken seines Lebens damit zubringen, sich einzureden, man lebe am falschen Ort oder sei an den falschen Ort verschlagen worden. Und dann schwärmt man – wie in einem Bilderbuch von Janosch - : „O wie schön ist Panama“!, schwärmt von dem Ort, wo Milch und Honig fließen.

Ja, man kann sich einreden, früher sei alles besser gewesen oder auch irgendwann in der Zukunft werde alles besser werden. Heute wird es einem wenig helfen.

„Baut Häuser und wohnt darin. Heiratet und bekommt Kinder. Mehret euch, damit ihr nicht weniger werdet. Tut das da, wo ihr jetzt lebt, in den Zusammenhängen, die euren Alltag ausmachen.“

Das sagen nicht die Babylonier, die ein Interesse daran haben, dass sich die fremden Juden möglichst schnell integrieren. Das sagen nicht die Bauträger oder Steuereintreiber, die es gut finden, wenn Häuser gebaut und zukünftige Steuerzahler gezeugt werden.

Gott sagt das! Er sagt es den Menschen, die gerade jetzt den Eindruck haben, Gott habe sie verlassen. „Ihr vermisst mich?“, fragt Gott. „Ihr denkt, ich könne nur dort sein, wo ihr mich bisher immer gefunden habt? Weil ihr eure Heimat verlassen musstet, glaubt ihr, dass ich euch verlassen habe? Meine Gegenwart und eure Heimat, euer Tempel, für euch gehört das untrennbar zusammen. Aber ihr irrt euch! Glaub mir: Auch jetzt, auch hier bin ich bei euch!“

Der Brief, den Jeremia an die Verbannten in Babylon schreibt, ist eine Revolution in der Religionsgeschichte. Gott ist nicht gebunden an ein Land, einen Ort, eine bestimmte Form der Anbetung, - nicht einmal an eine Kirche.

Wo Gott ist? – Da, wo Menschen ihn von ganzem Herzen suchen, da ist er nicht fern, da wird er sich finden lassen.

Da, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen.

Das heißt: Ihr könnt Gott finden, wo immer ihr seid, in welchen Zusammenhängen auch immer ihr lebt.

Alle Veränderungen, alle Krisen, die wir mitmachen und durchstehen müssen, in der großen Politik, in unserer Gemeinde und in unseren persönlichen Lebensverhältnissen, sie alle können uns nicht die Möglichkeit zum Glauben nehmen, denn die hängt allein daran, dass Gott für uns da ist.

Und er ist da - egal wo und wie wir leben.

Der 2.wichtige Punkt: *Gott stiftet zu umfassender Menschenliebe an.*

„Suchet der Stadt Bestes ... und betet für sie zum Herrn“, lässt Gott ihnen sagen. Für die Heidenstadt Babylon mit ihrer fremden Leitkultur, für die Menschen, die sie der Heimat beraubt haben, die zu Recht Feinde genannt werden – für die suchet das Beste und betet für sie zum Herrn.

Wer meint, die Feindesliebe sei eine Erfindung des Neuen Testaments, der wird überrascht sein. Schon Jeremia stößt zu diesem Gedanken vor.

Er sagt: Macht darin keinen Unterschied, ob ihr euch für eure Volksgenossen einsetzt, für eure Glaubensgeschwister oder für andere. Sucht das Beste für die Menschen, in deren Umgebung ihr lebt.

Auch wenn ihr den Eindruck habt, in einer Welt zu leben, in der der Glaube keine Rolle mehr spielt, in der man nicht nach Gott fragt, zieht euch deshalb nicht zurück aus der Welt, sondern setzt euch ein für sie. Bleibt der Erde treu! Nehmt die Zeit und die Menschen, nehmt die Umstände, in denen ihr gerade jetzt lebt als den Ort an, an dem ihr das Beste für alle suchen sollt. Lebt in der Liebe, die, wie Paulus an die Gemeinde in Korinth schreibt, „nicht das ihre sucht“, die sich „nicht erbittern lässt“, die „das Böse nicht zurechnet“, die „sich nicht über Ungerechtigkeit freut“, sondern „an der Wahrheit“.

Immer leben wir auch mit Menschen zusammen, die wir uns nicht aussuchen konnten, werden bisweilen regiert von Stadträten oder Regierungen, die wir nicht gewählt haben – aber das alles soll uns nicht daran hindern, der Stadt Bestes zu suchen und für sie zu beten. Und wir Christen werden dann auch unseren Beitrag dazu einbringen. Deshalb die Frage: Was ist nun „das Beste“ für die Stadt, das wir als Christen beitragen können?

Wir werden uns in Gottes Schule begeben, um zu lernen, „was gut ist und was Gott von uns fordert“. Der Prophet Micha bringt es auf eine kurze Formel: *„Gottes Wort bewahren, Liebe üben und behutsam mitgehen mit deinem Gott“.*

Das ist natürlich kein politisches Programm, aber es könnte eine Leitlinie sein für alle, die sich als Christen einbringen in die Gesellschaft, die vielleicht Politik mitgestalten, die sich von Gott sagen lassen: „Suchet der Stadt Bestes. Gott braucht euch – und zwar hier!“

Und dann hat der Brief des Jeremia an die, die sich in ihrer Zeit, an ihrem Ort und vielleicht sogar in ihrer Haut nicht zu Hause fühlen, noch eine

3. Botschaft: *Gott gibt keine leichtfertigen Versprechungen, aber begründete Hoffnung.*

Von leichtfertigen Versprechungen haben wir wahrscheinlich alle die Nase voll. „Die Rente ist sicher, der Euro ist sicher, Atomkraft ist sicher. Vertraut uns nur, dann wird alles gut“ – wie oft war und ist dieser Satz das Papier nicht wert, auf das er gedruckt ist.

Ist die EU zu retten? Ist Biosprit gut oder schlecht für die Umwelt? Bleiben die AKWs abgeschaltet? Krisen und Probleme überall und auf allen Ebenen, die Kirchen sind da nicht ausgenommen, und immer hören wir Versprechungen, wie alles wieder gut wird.

Versprechungen sind keine begründete Hoffnung!

Jeremia gehört nicht zu denen, die den Verbannten sagen: „Kopf hoch! Das wird schon wieder! Yes, we can!“

Nein, Gottes Mühlen mahlen langsam. „Wenn für Babel siebzig Jahre voll sind, so will ich euch heimsuchen und will mein gnädiges Wort an euch erfüllen“.

Merken wir, was Jeremia da sagt? Das ist eine knallharte Negativbotschaft. Die Hoffnung, die er den Verbannten macht, ist eine Hoffnung, die so weit in die Zukunft greift, dass keiner der Adressaten sie erleben wird.

Hoffnung braucht langen Atem und sie gibt langen Atem schon jetzt. In der unwirtlichen Situation des Exils lädt Gott ein, in göttlichen Perspektiven zu denken.

Und bei Gott gibt es das: Da gibt es Hoffnung, die in der Katastrophe geboren wird, die die Katastrophe überdauert, die sogar aus der Katastrophe Segen erwachsen lässt. Denn Gott sagt: *„Ich weiß, was ich für Gedanken über euch habe – Gedanken zum Heil und nicht zum Unheil, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung“.*

Ich bin davon überzeugt: Wer seinen Glauben an Gott davon abhängig macht, dass es ihm gut geht, dass es immer aufwärts geht, der wird seinen Glauben verlieren. Das Volk Israel hat es schmerzlich lernen müssen, dass der Glaube an Gott unabhängig werden muss von den Lebensumständen.

Es gibt Brüche in unserem eigenen Leben, es gibt Abbrüche und Umbrüche in der Gesellschaft und auch in Gemeinden und Pfarrstellen. Sie sind allemal schmerzlich und machen auch Angst. Wenn wir darüber aber Gottes Heilszusage aus dem Blick verlieren, wenn uns darüber die Ohren taub werden, dass Gott aus der Tiefe heraufführen will und wird, dann haben wir Gott aus unserem Leben verabschiedet. Dann trauen wir ihm nicht mehr zu, auch unseren Kindern und Kindeskindern Zukunft und erfülltes Leben zu schenken.

Es ist wohl so, dass wir Gott über die weitesten Strecken unseres Lebens nicht so vor uns haben, dass wir sagen könnten: „Hier ist er! Wir haben ihn! Schaut her!“ Wir sind Gott gerade dadurch nahe, dass wir ihn suchen.

Die Nähe zu ihm, die Gemeinschaft mit ihm, die keine Fragen mehr offen lässt, die alles Suchen ein Ende finden lässt, die alle Zweifel zerstreut und auch das Leiden daran, dass Gott nicht überzeugender redet und überzeugender handelt, dass wir ihn nicht eindeutiger spüren, diese Gemeinschaft ist uns für die kommende Welt erst verheißen, nicht für diese.

Für hier und heute ist uns aber die Verheißung gegeben, dass unser Suchen nicht vergeblich ist. *„Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen.“*

Gottes Verheißung gilt denen, die in den Krisen nicht das Ende des Glaubens sehen oder der Nähe Gottes, denen, die dann gerade beginnen, Gott zu suchen.

Und dieser Gott hat einen Auftrag für uns: *„Suchet der Stadt Bestes“*, gebt ihr, was ihr niemand sonst geben kann. Und damit bin ich zum Schluss an dem Punkt, was denn das Beste ist.

Bei Matthäus in Kapitel 19 findet sich ein für unsere Frage wichtiger Satz Jesu. Der reiche Jüngling hatte ihn gefragt: „Meister, was soll ich Gutes tun, damit ich das ewige Leben habe?“ Jesus antwortet ihm: „Was fragst du mich nach dem, was gut ist? Gut ist nur Einer. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“

Was ist das Beste? Was ist gut? Jesu Antwort: Nur Gott ist gut! Gott ist die Güte schlechthin. Aus ihm kommt alles Gutsein.

Wir werden die Fragen eines verantwortlichen Lebens nie lösen können, wenn wir die Frage nach Gott ausklammern. Wer meint, er könne Gott und Gottes Wort beiseite legen, ist vom Ansatz her zum Scheitern verurteilt. Und das ist tragisch, weil so viele Menschen enorm viel einsetzen für ihre Stadt/ihr Dorf. Die es ohne Gott tun, werden scheitern, zu kurz springen, weil sie sich überschätzen; weil sie übersehen, dass Gott das erste Wort ist und wir Menschen immer nur das zweite Wort, die Antwort.

Das Beste für unsere Stadt/unser Dorf ist nicht die Ansiedlung weiterer Betriebe, sind nicht verlängerte Ladenöffnungszeiten oder sauberere Straßen und eine gut funktionierende Verwaltung. Das ist alles schön und wünschenswert. Aber das Beste ist es nicht.

Das Beste würde fehlen, wenn sonntags keine Glocken mehr läuteten, wenn es keine Christinnen und Christen mehr gäbe, wenn das Evangelium nicht mehr weitergesagt würde, die gute Nachricht, dass Menschen verändert werden können, weil Jesus schon alles dafür getan hat. Das Beste ist, wenn möglichst viele das begreifen.

Wir brauchen das Wort Gottes, die guten Worte der Bibel, die mir sagen, wo ich hingehöre. Wir brauchen Gebete wie das Unser-Vater und den 23. Psalm, an denen wir uns festhalten können, wenn es uns schlecht geht. Wir brauchen die Kirche, in der schon Generationen vor uns Kraft für ihren Alltag und Hilfe für ihr Leben gefunden haben.

In einer Welt, in der beinahe jeder nur noch für sich selber sorgt, in der die Werbung uns weismachen will: „Was zählt, bin ich!“, in so einer Welt sind Menschen nötig, die auch für andere sorgen und ihnen Halt und Grund bieten. Solche Menschen sind notwendig, denn sie wenden Not.

Christen werden ihre Hoffnung nicht aufgeben und resignieren wie so viele, die sagen: Es ist ja, wie es ist! Da kann man nichts machen: Die Schere zwischen arm und reich wird immer größer; Arbeitsplätze, die eine Familie ernähren, gibt es immer weniger; die Erderwärmung nimmt immer mehr zu; Naturkatastrophen werden immer häufiger.

Nein, Christen setzen ihre Hoffnung auf Gott. Er ist nicht nur der Herr der Geschichte, sondern vor allem auch der der Zukunft. Und wir sind die, die die Gegenwart gestalten sollen – in seinem Namen.

Das bedeutet: Ihr Christen hier in Deutschland, in der Reformierten Kirche, ihr habt etwas zu sagen und zu geben. Egal, wie viele ihr seid, ihr seid unentbehrlich für eure Stadt/euer Dorf. Bei euch werden Traurige getröstet und Leidende aufgerichtet und Fallende gehalten. Geliebte können gar nicht lieblos sein. Amen